

Markus Bernauer
Selma Jahnke
Frederike Neuber
Michael Rölcke (Hrsg.)

Soziales Medium Brief

Sharen, Liken, Retweeten im
18. und 19. Jahrhundert

Neue Perspektiven auf die Briefkultur

Markus Bernauer, Selma Jahnke, Frederike Neuber und Michael Rölcke (Hrsg.)

Soziales Medium Brief

Soziales Medium Brief

Sharen, Liken, Retweeten im 18. und 19. Jahrhundert

Neue Perspektiven auf die Briefkultur

Für die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
herausgegeben durch Markus Bernauer, Selma Jahnke,
Frederike Neuber und Michael Rölcke

Die in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften vom 24. bis 26. Juni 2021 veranstaltete Tagung und der vorliegende Tagungsband wurden ermöglicht durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

wbg Academic ist ein Imprint der wbg
© 2023 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die
Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Umschlagsabbildung: Brief von Johanne Karoline Wilhelmine Spazier
an Karoline Richter vom 3. August 1811, Goethe-Museum Düsseldorf,
Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung; Signatur: Falk-Nachlass
Satz und eBook: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH
Gedruckt auf säurefreiem und
alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-40744-6

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-40745-3

Inhalt

Norbert Miller	
Geleitwort	9
Markus Bernauer	
Einführung oder papierne Chats	11
Erwin Kreim	
Copy & paste	27
Sharen – Liken – Retweeten – Bloggen im 15. bis 17. Jahrhundert	
Valérie Leyh	
Briefe und poetische Episteln als Instapoetry der Aufklärungszeit?	37
Elisa von der Reckes Briefwechsel mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim und dem Halberstädter Freundeskreis	
Rotraut Fischer	
Die „löbliche Sitte des Apostolischen Briefumlaufs“	55
Mehrfachadressierung und erweiterte Lektüre im Netzwerk der Marburger Romantiker Mit einem Blick auf digitale Kommunikationsformen	
Canan Hastik, Andrea Rapp, Eva Lia Wyss	
Liebesbriefe in sozialen Netzen des 19. und 21. Jahrhunderts	69
Michael Rölcke	
„Sei vorsichtig mit diesem Briefe [...]. Es ist ein Privatbrief.“	91
Copy & paste in Heinrich Voß' Berichten über Jean Pauls Besuche in Heidelberg	
Jochen Strobel	
„Plötzlichkeit“ und „Latenz“	113
Eigenzeiten des Epistolaren in Ludwig Tiecks Korrespondenz und im Instant Messaging	

Cornelia Ortlieb	
Von Hand zu Hand über Zeit und Raum	131
Billett-Gaben, soziale Maskenspiele und Briefe aus dem Himmel bei Jean Paul und Benedikt David Arnstein, mit Ausblicken zu Goethe und Mallarmé	
Sophia Victoria Krebs	
Codierte Nähe	155
Von Codes, Blumen und Bildern in Privatnachrichten des 19. und 21. Jahrhunderts	
Cosima Jungk, Tim Porzer	
Siehe Anlage	171
Zur Funktion von Beigaben zu Briefen und von Attachments an E-Mails am Beispiel der Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels	
Selma Jahnke	
Der Körper im sozialen Medium Brief	189
Arten und Funktionen der Thematisierung von Körper und Krankheit in Briefen aus dem Umfeld des Dichters Jean Paul	
Roman Lach	
Säkulare Konfessionen	211
Brautbriefe um 1830	
Ursula Caflisch-Schnetzler	
„Halte künftighin meine Briefe hübsch in Ordnung“	233
Darstellung von Netzwerken in einer digitalen Edition	
Frederike Neuber	
Historische Korrespondenzen und Social Media Analytics	247
Eine experimentelle Analyse der Briefe aus Jean Pauls Umfeld	
Andrea Hübener, Jörg Paulus	
CC (Carbon Copy), BCC (Blind Carbon Copy) und DC (Data Compression)	269
Vervielfältigen, Verbergen und Verdichten von Bild und Schrift in Briefen des 18. und 19. Jahrhunderts	

Angela Steinsiek	
Private und öffentliche Kommunikationsstrategien in den Korrespondenzen und Briefen von Ferdinand Gregorovius	293
Julia Nantke, Sandra Bläß	
Netzwerken und Selbstinszenierung um 1900	311
Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Brief- und Social Media-Kultur	
Autorinnen und Autoren	329

Geleitwort

Norbert Miller

Die Veranstaltung „Soziales Medium Brief. Sharen, Liken, Retweeten im 18. und 19. Jahrhundert. Neue Perspektiven auf die Briefkultur“ fand im Einsteinsaal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften im Juni 2021 den Corona-Umständen entsprechend vor nur wenigen Gästen statt. Umso glücklicher ist das Team aus diesem Forschungsprojekt jetzt, dass die Beiträge nicht nur im Netz, sondern auch als Buch erscheinen können. Dazu sind wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die uns diese Tagung und den vorliegenden Band ermöglicht hat, zu besonderem Dank verpflichtet.

Die Vortragsreihe beschäftigt sich mit den oft weit zurückreichenden Entstehungen kultureller Netzwerke während der Aufklärung und deren Nachwirkungen oder Umbildungen bis in die Gegenwart. Neben stilistischen Besonderheiten und zeremoniellen, aber oft vielsagenden Briefformeln gilt das Augenmerk der Wissenschaftler auch den technischen Prozessen der Brief- und Textherstellung, wie sie sich bis zum jetzigen Zustand eben des Sharen, Liken und Retweeten entwickelt haben. Dass die Briefkultur vor der digitalen Zeitenwende einen völlig anderen Einfluss auf die Gesellschaft hatte als die sachliche Stichwort-Nachricht der E-Mails oder die Schwarm-Äußerungen der sozialen Netzwerke à la Facebook, ist offensichtlich. Durch die heutigen Möglichkeiten, die frühere Briefkultur zu überschauen und zu vernetzen, kann man erst jetzt ermessen, wie kompliziert und raffiniert ihre Wirkung schon immer eingesetzt wurde.

Wieder einmal möchte ich an dieser Stelle an Eduard Berend erinnern, den großen Herausgeber der Werke und Briefe Jean Pauls, der schon vor vielen Jahrzehnten in den mustergültigen Kommentaren und Deutungen zu den Briefbänden seiner Ausgabe – noch ohne die heutigen Hilfsmittel und Ressourcen – das riesige Umfeld des Dichters so erforscht hat, dass unser heutiges Bild vom Autor und seiner Epoche immer noch durch ihn geprägt ist. Fast jede Begegnung der Zeitgenossen mit Jean Paul hinterließ bei seinen Besuchern, die sich oft die Klinke in die Hand gaben, eine geradezu liebevolle Begeisterung. Und diese Begeisterung für den Autor wie für den Menschen Jean Paul, je nach Temperament und Begabung unterschiedlich ins Wort gefasst, übertrug sich auf die Adressaten, auf den Mondhof der Zeitgenossen und auch auf den heutigen Leser. Gerade im Zeichen des „Sharen, Liken und Retweeten“ wird deutlich, welche

Tiefe und prägende Macht die Unmittelbarkeit eines handgeschriebenen Briefes ausstrahlen. Wie wirksam und einmal darf ich es sagen: wie nachhaltig solche Begegnung im Brief sein kann, wie tief jeder Gedanke und jede flüchtig angerührte Saite des Empfindens nachhallt!

Als der Arzt Ludwig Wolff den von ihm verehrten Jean Paul besuchte, berichtet er im Brief an seine Freunde: „Diesen Tag streiche ich als einen der schönsten meines Lebens im Kalender an. Ich habe Jean Paul persönlich kennen gelernt, habe den Wunsch vieler Jahre in einer mehr als stundenlangen herzlichen Unterhaltung mit ihm in Erfüllung gehen sehen.“ Einen Monat danach weilte der Dichter nicht mehr unter den Lebenden.

Einführung oder papierne Chats

Markus Bernauer

The Purloined Letter ist der Titel einer Erzählung von Edgar Allan Poe aus dem Jahre 1844. Der Protagonist C. Auguste Dupin, der schon in zwei älteren Geschichten Poes vorkommt und die Urform des literarischen Detektivs ist, muss in Paris einen heiklen Fall lösen: Ein machtgieriger Minister hat einer Dame der allhöchsten Kreise – aus dem Zusammenhang erschließt man: der Königin – einen kompromittierenden Brief entwendet. Die Polizei findet ihn nicht in der Wohnung des Ministers und der trägt den Brief auch nicht auf sich. Dupin, an den sich der verzweifelte Präfekt wendet, findet schnell die Lösung: Bei einem Besuch in der Wohnung des Ministers sieht er in einem schäbigen Kartenhalter aus Pappe, der an einem blauen Band vom Kamin hängt („upon a trumpery fillagree card-rack of pasteboard, that hung dangling by a dirty blue ribbon, from a little brass knob just beneath the middle of the mantel-piece“¹), einen schmutzigen Brief, in dem er das umgestülpte und angeschmutzte Schreiben an die Königin erkennt und später unbemerkt entwendet.

Poes Detektiv Erzählung hat bis zum französischen Poststrukturalismus nachgewirkt und spielte in der Theoriebildung bei Jacques Lacan eine wichtige Rolle.² Aber uns interessiert hier ein Gegenstand der Erzählung, eben der besagte schäbige Kartenhalter: Schäbig ist er, weil er viel benutzt wurde, man bewahrte darin Briefe auf, die persönlich gewesen sein mochten, aber nicht wirklich vertraulich (oder vom Empfänger nicht so eingeschätzt wurden). Wer zu Besuch kam, konnte sich die Briefe greifen, ohne sich indiskret zu verhalten; und wenn in Poes Geschichte Visitenkarten neben dem intensiv gesuchten Objekt liegen, so entspricht dieser Kartenhalter in seiner Funktion dem Spiegel, an oder hinter den noch unsere Eltern manchmal Postkarten von Reisen steckten, um zu zeigen, wie weit es ihre Freunde oder Verwandten

¹ Edgar Allan Poe, *The Complete Works*, Virginia Edition, Vol. 6: *Prose Tales* Vol. 5, New York 1902 (Reprint 1965), S. 49.

² Vgl. Jacques Lacan, *Le séminaire sur „La Lettre volée“*, in: *Écrits* 1, Paris 1966, S. 19–75, dt. *Das Seminar über E. A. Poes „Der entwendete Brief“*, in: *Schriften I*, Norbert Haas (Hrsg.), Olten, Freiburg i. Br. 1973, S. 7–60. Über die Diskussion zwischen Lacan und Jacques Derrida vgl. Servanne Woodward, *Lacan and Derrida on „The Purloined Letter“*, in: *Comparative Literature Studies*, Bd. 26, 1, 1989, S. 39–49.

geschafft hatten: Auch sie waren semiöffentlich, zur Lektüre für Besucher zugänglich. Der Minister in *The Purloined Letter* verbarg also sein kostbares Dokument, indem er es öffentlich aufbewahrte, was nur erfolgreich war, weil die Spürhunde sich nicht vorzustellen vermochten, dass etwas ganz Wichtiges direkt vor ihren Augen liegen könnte und daher wegschauten.

Der Kartenhalter ist ein interessantes Objekt: Wenn er hier dem Verbergen in aller Öffentlichkeit dient, so zeugt er zugleich von einer Briefkultur, die zwar die Vertraulichkeit kannte, aber diese Vertraulichkeit auf bestimmte Genres (etwa die diplomatische oder die amouröse Post, Dupin sucht zunächst mit den Augen den Schreibtisch des Ministers ab, wo Vertrauliches zu liegen scheint) oder einzelne Mitteilungen einhegte. Was in Briefen ausgetauscht wurde, war in der Regel solange semiöffentlich, d. h. Mitgliedern der Familie, Freunden und selbst Besuchern zugänglich, bis man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anfang, den Wert der Privatheit über alles andere zu schätzen, und aufhörte, vertrauliche Briefe vorzulesen oder herumzureichen. Martin Stuber, Stefan Hächler und Luc Lienhard weisen in den *Studia Halleriana* darauf hin, dass die Scheidung zwischen öffentlich und privat nicht so ohne Weiteres auf die „frühe Neuzeit“ übertragen werden dürfe:

So scheint [Albrecht von] Hallers familiärer Briefwechsel gerade dadurch gekennzeichnet, dass er sich nicht auf den intimen Dialog zwischen zwei Einzelpersonen beschränkt. Oft werden die Briefe nicht nur vom Adressaten, sondern auch von weiteren Verwandten, Freunden und in Einzelfällen sogar von der ‚ganzen‘ Stadt gelesen.³

Albrecht von Haller ist 1708 geboren und starb 1777, zwei Jahre nach Goethes Dienstantritt in Weimar; die hier beschriebene Briefpraxis ist im Zeitalter der Weimarer Klassiker und der Romantiker gang und gäbe.

Zu Lebzeiten Hallers verändert sich der Charakter der Briefkultur, aus dem Medium für den gelehrten Austausch wird eines der bürgerlichen Kommunikation. Spätestens ab der Mitte des 18. Jahrhunderts kommen Briefe in Mode, und zwar Briefe, die Botschaften des Herzens übermitteln und dazu eine Sprache des Herzens (mit-)entwickeln (oder, so würde man mit sprachskeptischem Blick sagen, was man dafür hält). Die Briefkultur wird literarisch dominant, die ‚Sprache des Herzens‘ in Briefen zur Grundlage eines Romantypus, der die Psychologie von Figuren in den Mittelpunkt der Erzählungen stellt. Von nun an geht alles durcheinander: Der Briefroman stützt sich auf die Briefkultur und wirkt auf diese zurück; Briefe werden in stilisierter Sprache geschrieben, als müssten sie in Büchern aufmerksamen Kritikern standhalten – und tatsächlich müssen die meisten Verfasser ja einen erweiterten Kreis von Rezipienten

³ Martin Stuber, Stefan Hächler und Luc Lienhard (Hrsg.), *Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung (Studia Halleriana IX)*, Basel 2005, S. 54f.

beim Schreiben im Blick haben, wenn sie die Erweiterung der Leserschaft über die Adressatin oder den Adressaten hinaus nicht rigoros ausschließen.

So wird der Brief zu einem, vielleicht zum wichtigsten Träger der literarischen Kultur, woran, zumindest im eigenen Bewusstsein, alle, die mehr als okkasionell oder aus rein geschäftlichen Gründen Briefe schrieben, Anteil hatten. Wenn der Brief die literarische Gattung des Bürgertums ist, so sind bald auch die Briefe der Schriftsteller gehobene Literatur: Schon Alexander Pope betrachtete – als einer der ersten – seine Briefe als integralen Teil seiner Schriften (eine erste Veröffentlichung stammt bereits von 1726, die Bibliographie der Drucke füllt bis 1742 mehrere Seiten); und auch von den Zeitgenossen und noch in den Dezennien nach seinem Tod 1744 wurde Pope nicht nur als Dichter im engeren Sinn, sondern gerade auch als Briefschreiber wahrgenommen, als einer derjenigen, der dem Brief den Ruf verschafft, Träger eines quasi natürlichen Stils zu sein. In Deutschland verhalfen Christian Fürchtegott Gellert und Johann Wilhelm Ludwig Gleim dem Brief als literarischem Genre zum Durchbruch, ersterer als Brieftheoretiker, letzterer als Briefschreiber. Gleim sah sich als Dichter und alles, was ihn betraf, betraf ebenso die literarische Öffentlichkeit. So hatte er keine Hemmungen, die Briefe des Berliner Theologen Johann Joachim Spalding an ihn in den Druck zu geben, wofür er heftig beföhdet wurde – das Modell dafür war 1768 sein allerdings einvernehmlich veröffentlichter Briefwechsel mit Johann Georg Jacobi gewesen. Den Impuls dazu hat Heinrich Mohr in einem Aufsatz zu privaten Briefen und der Grenze zwischen Literatur und Privatsache auf den Punkt gebracht:

Edler Enthusiasmus der Freundschaft und sein Ausdruck, das waren für Gleim bona schlechthin, nicht exklusiv private Freuden zweier Partner, vielmehr Exempel wünschenswerten Verhaltens. Als solche riefen sie nach dem ‚Öffentlich-Werden‘, nach der Druckerpresse.⁴

Gewechselte Briefe werden zu Briefwechseln zusammengestellt gedruckt und dienen solchermaßen als Material für eine Art von Briefromanen. Von diesen sind sie auch in ihrer äußeren Erscheinung kaum zu unterscheiden, selbst wenn es sich um postume Drucke handelt, in denen die Quellen nicht im modernen Sinne ediert, sondern meist nicht nur von den allzu briefspezifischen Anteilen (Adressen, Datumszeilen, Anreden) befreit, sondern auch auf das Wesentliche der ‚Erzählung‘ eingedampft, nicht selten umdatiert und umadressiert und aus verschiedenen Vorlagen zusammengeschnitten werden. In Buchform sind auf die Art reale und fiktionale Welten nicht mehr zu unterscheiden und gegeneinander austauschbar. Am stärksten

⁴ Heinrich Mohr, ‚Freundschaftliche Briefe‘ – Literatur oder Privatsache? Der Streit um Wilhelm Gleims Nachlaß, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1973, S. 31f.

gilt dies vielleicht für die Reiseliteratur: Der Brief hatte sich seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert als geeignete Form der ‚Erzählung‘ von den eigenen Reisen durchgesetzt, warum, erklärte Maximilien Misson in seinem *Nouveau Voyage d’Italie* von 1691. Briefe seien freier und persönlicher als Reisebeschreibungen, die nach gelehrter Vollständigkeit (Polymathie) und Genauigkeit verlangten; und was man von einer Reise in Briefen erzählen wolle, sei etwas anderes als das, was man in einer Reisebeschreibung zusammenstelle.⁵ Der Brief erlaubt Subjektivität und Freiheit, was die Reisebeschreibung verbietet, die Grenzen zur Fiktion sind durchlässig. Dieser Gattungseigenschaften wegen wurden Reiseberichte im 18. und frühen 19. Jahrhundert als Briefsammlungen deklariert; und das Genre nachahmend, schrieben Reisende Briefe nach Hause, die so taten, als wären sie für die Öffentlichkeit bestimmt und es insoweit waren, als sie in der Familie, unter den Freunden und oft genug auch im Ort herumgereicht wurden.

Jean Paul schrieb bekanntlich von allen Reisen Briefe an seine Frau Caroline mit der Erwartung, dass sie sie an die Bayreuther Freunde weitergebe, und adressierte umgekehrt Briefe an die Freunde, die auch an die Familie gerichtet waren (strikt Privates kennzeichnet er). Selbstverständlich trägt auch Goethe dieser Praxis Rechnung: Aus Rom schickt er regelmäßig Briefe nach Hause, darunter auch an den Weimarer Freundeskreis, Briefe, die ihm später als Steinbrüche für die Endredaktion der *Italienischen Reise* gedient haben.⁶ Berühmt sind die Reisebriefe des Charles de Brosset an seine Freunde in Dijon, die zwar erst 1798 postum vorlagen, aber schon zu Lebzeiten in Paris verbreitet waren. Zu den Glanzstücken deutscher Italienprosa gehören Wilhelm Heinses Briefe an Gleim und Friedrich Heinrich Jacobi aus den Jahren 1780 bis 1783, die alles andere als vertraulich und persönlich waren. Einen Brief an Jacobi hat Heinses 1787 in Boies *Deutschem Museum*, datiert auf Mantua 21. August 1783, drucken lassen. Mit Jacobi hatten Heinses Berichte aus Italien einen empfindlichen Adressaten, wenn es um private Korrespondenz ging, doch bei diesem Brief scheint er keine Bedenken gehabt zu haben, auch nicht damit, als Adressat genannt zu werden. Und überhaupt ist die Überlieferung merkwürdig: Die Handschrift ist bis auf ein kleines Fragment nicht erhalten und der Brief fehlt in der Briefausgabe bei Körte. Ich glaube aus Gründen, die hier nicht darzulegen sind, nicht, dass er am 21. August 1783 in Mantua geschrieben wurde, sondern dass das Datum ebenso eine Fiktion ist wie der effekthascherische weil Situativität suggerierende Schluss – das schreibende Ich wird von einem Gewitter überrascht und rettet sich in die Kutsche –, eine Szene, die in

⁵ Maximilien Misson, *Nouveau Voyage d’Italie*, Den Haag 1702, Bd. 1, Avertissement (n. p.).

⁶ Nebeneinander stehen bei Goethe Briefe, die unbezweifelbar eine Leserin oder einen Leser ansprechen, also in der ersten Zeit der Reise die Briefe an Charlotte von Stein, später die an Carl August, Geschäftsbriefe mit oft übertragenen Inhalten (heute würde man von einer Art Copy-and-paste-Verfahren sprechen) und jene Briefe verschiedener Vertraulichkeitsstufen mit Reiseerzählungen, etwa an die Herders oder an den 14- bis 15-jährigen Fritz von Stein (der ihm als Projektionsfläche gedient zu haben scheint, die Briefe sind allerdings nicht erhalten).

den Aufzeichnungen fehlt. Eine Fiktion dient zur Beglaubigung der Authentizität – um den Titel von Annette C. Antons Buch *Authentizität als Fiktion* zu variieren –, in diesem Fall einer falschen Authentizität.⁷

Heinse's Brief dürfte also von allem Anfang an für die Veröffentlichung geschrieben sein, ihn als persönlichen Brief an Jacobi auszugeben, war Fiktion (zumal der Brief auch Auszüge aus Saverio Bettinellis Lobreden auf Mantua enthält), eine im 18. Jahrhundert im Übrigen längst nicht nur bei Reisebriefen beliebte Fiktion, die etwa den vertraulichen Ton rechtfertigte. Ob und zu welchem Zeitpunkt Charles de Brosse seine Briefe für den Druck bestimmte, entzieht sich unserer Kenntnis, sicher ist nur, dass der spätere Präsident des Parlement in Dijon von seiner Reise 1739/40 Briefe an seine Freunde zuhause adressierte. Glaubt man einem späteren Schreiben ihres Verfassers, sind seine Briefe von den Lesern in Dijon einander derart aus den Händen gerissen worden, dass viele die Behandlung nicht überlebt haben und er nur wenige bei Rückkehr wiederfand. Sicher ist, dass der gesamte Teil mit den römischen Briefen mitsamt den situativen Abschnitten und den besorgten Erkundigungen zehn Jahre nach der Reise niedergeschrieben wurde! De Brosse hat in Rom Notizen angefertigt, diese allerdings ungeordnet nach Hause zurückgebracht. Mangels eines zusammenhängenden Berichts (auch in Briefform) war er bei der Zusammenstellung seines Manuskripts, als Italienbuch immerhin eines der berühmtesten des 18. Jahrhunderts und noch immer reizvoll zu lesen, auf seine spärlichen Notate angewiesen.⁸ Die Briefe, im 18. Jahrhundert im Briefroman als Träger der auf Durchschaubarkeit angelegten epischen Fiktion des authentischen Ausdrucks gebraucht, verwischen in diesen Beispielen ihre Fiktivität, um als wirklich authentisch daherzukommen, fiktionalisieren reale Adressaten, um ihre Authentizität zu suggerieren – wir würden heute (zu Unrecht) von Fälschungen sprechen.

Es gab allerdings Autoren, die mit den verwischten Grenzen zwischen privater und öffentlicher Korrespondenz, zwischen persönlichen, gar vertraulichen und für den Druck wenigstens mitgedachten, zumindest handschriftlich oder in Abschriften verbreiteten Briefen nicht zurechtkamen. Friedrich Heinrich Jacobi wettete wiederholt gegen das, was er für den Missbrauch von dokumentarischen Hinterlassenschaften hielt, und strengte sehr, aber nicht immer erfolgreich die Rückgabe von Briefen zu ihrer Vernichtung an, die er für nicht druckwürdig hielt. Nach Gleims Tod 1803 bemühte Wilhelm Körte die Druckerpresse für Briefe aus Gleims Nachlass; als 1806 die beiden Bände mit den Korrespondenzen des Netzwerks Gleim, Heinse und Johannes von Müller erschienen, innerhalb dessen auch Heinse's Italienbriefe an Jacobi

⁷ Vgl. Wilhelm Heinse, Die Aufzeichnungen. Frankfurter Nachlass, hrsg. von Markus Bernauer u. a., Bd. 2 (Text), S. 158–188 und Bd. 4 (Kommentar zu Bd. 2), S. 195–197.

⁸ Yvonne Bézard (Hrsg.), *Lettres du Président de Brosse à Ch.-C. Loppin de Gemeaux*, Paris 1929, S. 156–158.

und seine Frau Betty stehen, platzte diesem der Kragen: In der „Gelegenheitsschrift“ *Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Absicht vertraulicher Briefe von Verstorbenen und Lebenden?*, die im selben Jahr 1806 bei Göschen erschien, rächte sich Jacobi für die Indezenz Körtes durch die lückenlose Veröffentlichung ihrer beider Briefwechsel, der seine vergeblichen Bemühungen dokumentiert, die von ihm verschickten Briefe nach dem Tod Gleims und Heinses zurückzubekommen.

Daß es schändlich sey, fremde Briefe zu erbrechen, erbrochene, wenn man sie findet, heimlich zu lesen; verwarlost angetroffene Brieffaschen vorwitzig zu durchsuchen; in einem Zimmer, worin man allein gelassen wurde, sich offenliegenden Scripturen zu nähern, anstatt sich geflissentlich von ihnen zu entfernen: darüber ist unter allen rechtlichen Menschen nur Eine Meinung und Gefühl.⁹

Nicht schändliche Neu-, sondern pure Geldgier treibt nach Jacobi jene Nachlassverwalter um, die Briefe eines Freundes oder eines Verstorbenen in den Druck geben.

Jacobis Gelegenheitsschrift ist das Ergebnis einer Idiosynkrasie, aber vielleicht auch Ausdruck der wachsenden Bedeutung von ‚Vertraulichkeit‘ im unmittelbaren bürgerlichen Umgang – Familie, Freundeskreis, beruflicher Zusammenhang; ein Wort hier geäußert, sollte den Kreis so ohne Weiteres nicht verlassen. Dieser Wunsch kann sehr weit gehen, im Falle von Jacobis „Gelegenheitsschrift“ dahingehend, notfalls auch Briefe Heinses zu vernichten, da sie Urteile Jacobis enthalten, die dieser nicht öffentlich gemacht wissen will. Offensichtlich lag Jacobi daran, im Jargon von heute gesagt: sein Bild in der Öffentlichkeit kontrollieren zu können. Und umgekehrt lässt Jacobis „Gelegenheitsschrift“ durchblicken, dass deren Verfasser von Zonen, in denen die öffentliche und die private Sphäre ineinander übergehen, nichts mehr wissen wollte. Vielleicht kann man dieses Verschwinden des halböffentlichen Bereichs als eines der Phänomene ansehen, die den Umbruch von 1800 ausmachen.

Davor aber waren Briefe Antriebsriemen einer Gesellschaft, deren Angehörige ihre Intimität geradezu zur Schau stellten und in der sich jene „Tyrannei der Intimität“ abzeichnete, die Richard Sennett als Eigenheit der urbanen Gesellschaft seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ansieht. Als *The Fall of Public Man* 1977 erschien, konnte Sennett noch nichts vom Internet und erst recht nichts von den Social Media wissen, aber wenn er den Glauben, „Gemeinschaft sei das Produkt gegenseitiger Selbstentblößung“ beklagt und die Entwicklung „des Respekts vor der Privatheit anderer“ behindert sieht, liest sich das wie ein Blick in die Zukunft – und in

⁹ Friedrich Heinrich Jacobi, Werke, Bd. 5, 1, Kleine Schriften II 1787–1817, hrsg. von Catia Goeretzki, Walter Jaeschke, Hamburg / Stuttgart 2007, S. 263.

die Vorvergangenheit seiner Welt, weit hinter das ausgehende 19. Jahrhundert zurück.¹⁰ Briefe im 18. Jahrhundert waren beliebt, weil sie der inneren Natur Ausdruck zu geben behaupteten. Bekanntlich hatte Goethe in einem berühmten Paradox der Dichtung die Qualität zugesprochen, Natur sein zu können („Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Schakespears Menschen.“) und ihr damit aufgebürdet, den modernen Menschen, der „von Jugend auf alles geschnürt und geziert“ an sich fühle, zu erlösen.¹¹ Wie sahen das die Protagonisten der literarischen Briefautoren des 18. Jahrhunderts?

Gegenüber Johann Georg Jacobi gibt Gleim schon 1768 etwas von seiner Poetik preis, und zwar interessanterweise von einem erotischen, d. h. intimen Gegenstand ausgehend: Für einen alten Anakreon sei der weibliche Busen doch ein gefährliches Thema, die Jugend solle ihn besingen. Doch eine *Mediceische Venus* vor Augen, sei dem Alten ohnehin die Lust zu singen vergangen – und auch der junge Jacobi, stünde er vor der Venus, besänge sie nicht. „Das größte Vergnügen, wie der heftigste Schmerz, macht Verstummen. [...] Was auch die Philosophen dawider sagen mögen, so ist es doch gewiß: die wahren Empfindungen nicht, sondern die angenommenen machen den Dichter!“¹² Da Gleim wie Jacobi sich zweifelsfrei als Dichter verstanden haben, stellt sich uns die Frage, inwieweit ihr Briefwechsel auf „angenommenen Empfindungen“ beruht oder ob er gar für diese zusammengestellt wurde. Bezeugt ist der Briefwechsel als solcher, bezeugt ist, dass Jacobi vom Plan des Drucks begeistert war und Gleims Briefe dazu abschrieb,¹³ sicher, wenn auch im Ausmaß m. W. nie untersucht, ist aber auch die Bearbeitung, die die Sammlung schon dadurch durchblicken lässt, dass sie den chronologisch ersten Brief als letzten bringt.

Zeitgenössische Kritiker wie jüngste Veröffentlichungen bemerkten einhellig die langweilige Selbstreferentialität der Briefe – ihr Thema ist die Freundschaft, deren Träger sie zugleich sind.¹⁴ Gleim hatte darin eben ein vorbildliches menschliches Gut gesehen, das es in der epistolarischen Form zu entwickeln und öffentlich zu machen gelte, Briefe sind also Mittel der Erziehung zur Menschlichkeit, eine Ansicht, mit der er nicht allein dastand: Herder hatte 1793

¹⁰ Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser, Frankfurt a. M. 1983, S. 17. Der deutsche Zweititel von *The Fall of Public Man*, der im Englischen fehlt, enthält eine Hauptthese des Buches.

¹¹ Johann Wolfgang Goethe, Zum Schakespears Tag, in: Der junge Goethe in seiner Zeit. Texte und Kontexte. Sämtliche Werke, Tagebücher und Schriften bis 1775, hrsg. von Karl Eibl, Fotis Jannidis, Marianne Willems, Frankfurt a. M. 1998, Bd. 2, S. 364.

¹² Briefe von den Herren Gleim und Jacobi, Berlin 1768, S. 249.

¹³ Franziska Riedel, Brief von Johann Georg Jacobi an Johann Wilhelm Ludwig Gleim am 27. Januar 1768. Edition eines Einzelbriefes. Studienarbeit, München (Grin) 2013.

¹⁴ Tobias Heinrich, Gleim und sein Kreis, in: Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink, Jochen Strobel, Berlin / Boston 2020, Bd. 2, S. 919.

im ersten der *Briefe zur Beförderung der Humanität* die Korrespondenten auf das revolutionäre Prinzip der Gleichheit verpflichtet, um einen „Bund der Humanität“ – einen „stille[n] Bund aller Guten“, „einen Bund der Freunde“, modern ausgedrückt: ein Netzwerk der moralorientierten Bürgerlichkeit – ins Leben zu rufen.¹⁵ Wer Briefe austauscht, steht, jedenfalls in Herders Vorstellung, auf gleicher gesellschaftlicher Stufe, Briefe sind ein Werkzeug der Aufklärung. Sie sind auch ein Werkzeug der Erziehung. Christian Fürchtegott Gellert lässt einen Vater in einem Brief dem an die höhere Schule wechselnden Sohn Ratschläge geben, darunter den, sich „in der Schreibart der Briefe und andrer kleiner Aufsätze und in deinem letzten akademischen Jahr in der öffentlichen Beredsamkeit“ zu üben, um die „Sprache des Hofes“ und als Gelehrter die „Muttersprache“ in seiner „Gewalt“ zu haben.¹⁶

Im Brief sah Gellert einen elaborierten Gesprächsbeitrag, der anders als andere Formen der Schriftkultur keinen Regelkanon kennt und daher nicht lernbar ist, sondern nur aus Beispielen eingeübt werden kann. Briefe einüben heißt Schreiben überhaupt einüben – der Brief ist das verbreitetste schriftliche Medium in der Gesellschaft: „Der Brief ist das Tor, durch das die Schrift im 18. Jahrhundert in den Alltag findet“ – so Robert Vellusig über Gellert, der seinem Programm Nachdruck verleihen wollte, indem er sich in die schon lange Reihe der Verfasser von Briefstellern einreichte.¹⁷ Es ist interessant zu beobachten, welchen Effekt diese Lehrbücher des Briefes und des Schreibens hatten: Jeder, der sich durch die Briefhinterlassenschaft des 18. Jahrhunderts arbeitet, ist auf jene von orthografischen Eigenheiten durchsetzten, nur schwer zu lesenden und zu transkribierenden Exemplare gestoßen, bei denen wir schnell mit dem Ausdruck „fehlerhaft“ zur Hand sind, weil sie sich nicht der regelbasierten Schriftsprache, sondern der anarchischeren Oralität verdanken. Gerne werden hier die frühen Briefe von Wolfgang Amadeus Mozart angeführt, doch sind diese ein Sonderfall, weil sich darin eine nicht im Zaum gehaltene Lust an Sprachspielen erkennen lässt, wenn auch in der Lautlichkeit und Orthografie wie in der Syntax ausgehend von „eindeutig sprechsprachliche[n] Merkmalen“.¹⁸ Als Beispiel könnte einer der berühmten Bäsle-Briefe Mozarts dienen, der so beginnt:

¹⁵ Johann Gottfried Herder, Werke, Bd. 7, Briefe zur Beförderung der Humanität, hrsg. von Hans Dietrich Irmscher, Frankfurt a. M. 1991, 1. und 96. Brief, S. 14, 532. „Unter uns ist, wie jener Apostel sagte, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind eins und einer. Indem wir an uns und nicht an die Welt schreiben, gehen wir aller eitlen Rücksichten müßig; warum sollten wir heucheln?“

¹⁶ Christian Fürchtegott Gellert, Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt, in: Werke, hrsg. von Gottfried Honnefelder, Frankfurt a. M. 1979, Bd. 2, S. 321.

¹⁷ Robert Vellusig, Gellert, der Husar, ein Brief und seine Geschichte. Briefkultur und Autorschaft im 18. Jahrhundert (2006), in: Das Erlebnis und die Dichtung. Studien zur Anthropologie und Mediengeschichte des Erzählens, Göttingen 2013, S. 210.

¹⁸ Ingo Reiffenstein, Sprachvariation in den Briefen der Familie Mozart, in: Klaus J. Mattheier u. a. (Hrsg.), Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch, Frankfurt a. M. [u. a.] 1993, S. 368.

„Allerliebste bäsle häsle! / Ich habe dero mir so werthes schreiben richtig erhalten falten, und daraus ersehen drehen, daß der hç: vetter retter, die fr: baaß has, und sie wie, recht wohl auf sind hind; wir sind auch Gott lob und danck recht gesund hund.“¹⁹

Dialektales, Parodistisches (der Kanzleistil am Anfang) und ungebremste Spottlust (die sinnlosen Reime) verbinden sich hier zu einer Kunstsprache, die sich der salzburgischen Alltagssprache bedient, diese allerdings mit überbordender Freiheit gebraucht. Eine Kunstsprache, zu der nebenbei bemerkt auch die Unanständigkeiten gehören und für deren Voraussetzung man den Sprachpurismus halten möchte, auf dem Mozarts Vater Leopold zeitlebens, und das lassen auch seine Briefe erkennen, bestand – den Verleger seiner *Violinschule* traktierte er 1755 mit der wenige Jahre zuvor (1748) gedruckten *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* von Johann Christoph Gottsched. Reiffenstein sieht im Sprachgebrauch innerhalb der Familie Mozart den Ausdruck einer „fröhlichen ungezierten Geselligkeit“ und – ihm folgend – hält ihn Peter von Polenz in seiner deutschen Sprachgeschichte für repräsentativ in Bezug auf den Schriftverkehr des gebildeten Bürgertums nach der Mitte des 18. Jahrhunderts.²⁰ Ausgehend vom Bäsle-Brief, teile ich diese Ansicht nicht: Auch wenn Mozarts Brief starke Anleihen an die mündliche Kultur zeigt, so ist diese darin doch artifiziell überdreht, Ausdruck einer Schriftkultur, die ihre Reinigung von den Relikten der unkontrollierten Mündlichkeit mit Leopold Mozart bereits hinter sich hat. Also gibt natürlich dieser ironische Gebrauch von Mündlichkeit Peter von Polenz recht, wenn er beschreibt, welche Rolle bei der Entstehung einer modernen

¹⁹ Wolfgang Amadeus Mozart an Maria Anna Thekla Mozart. Mannheim, 5. November 1777 (<<https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=928&cat=2>> [28.6.2022] bzw. Mozart, Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe, hrsg. von Internationale Stiftung Mozarteum Salzburg, Gesammelt und erläutert von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch, Bd. 2, 364, Kassel 1962, S. 104). Vollständig lautet die erste Seite: „Allerliebste bäsle häsle! / Ich habe dero mir so werthes schreiben richtig erhalten falten, und daraus ersehen drehen, daß der hç: vetter retter, die fr: baaß has, und sie wie, recht wohl auf sind hind; wir sind auch Gott lob und danck recht gesund hund. ich habe heüt den brief schief, von meinem Papa haha, auch richtig in meine klauen bekommen stromen. Ich hoffe sie werden auch meinen brief trief, welchen ich ihnen aus Mannheim geschrieben, erhalten haben schaben. desto besser, besser desto! Nun aber etwas gescheüdes. / mir ist sehr leid, daß der hç: Prælat Salat schon wieder vom schlag getroffen worden ist fist. doch hoffe ich, mit der hülfe Gottes spottes, wird es von keinen folgen seÿn schwein. sie schreiben mir stier, daß sie ihr verbrechen, welches sie mir vor meiner abreise von ogspurg voran haben, halten werden, und das bald kalt; Nu, daß wird mich gewiß reüen. sie schreiben noch ferners, ja, sie lassen sich heraus, sie geben sich blos, sie lassen sich verlauten, sie machen mir zu wissen, sie erklären sich, sie deüten mir an, sie benachrichtigen mir, sie machen mir kund, sie geben deütlich am tage, sie verlangen, sie begehren, sie wünschen, sie wollen, sie mögen, sie befehlen, daß ich ihnen auch mein Portrait schicken soll schroll. Eh bien, ich werde es ihnen gewis schicken schlicken. oui, par ma la foi, ich scheiss dir auf d’ nasen, so rinds dir auf d’koi. appropós. haben sie den spuni cuni fait auch? – – – was? – – ob sie mich noch imer lieb haben – – das glaub ich! desto besser, besser desto!“

²⁰ Reiffenstein, Sprachvariation (Anm. 18), S. 378. Peter von Polenz, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert, Berlin [u. a.] 1994, S. 207.

Briefkultur die Verdrängung des Dialekts aus der Schriftsprache und deren Normierung nach französischem Vorbild spielt.

Mozarts ‚Briefdialekt‘ ist eine Kunstsprache, auch wenn der Verfasser seine Briefe nicht als Sprachkunstwerke verstanden hat. Das ist bei seinem Zeitgenossen Jean Paul (zwischen beiden liegen nur sieben Jahre) anders, hat er doch, wie Pope, seine Briefe als Bestandteil seines schriftstellerischen Werks angelegt, aber nicht aufbauend auf der Mündlichkeit, sondern auf einer seiner Romanprosa angenäherten Kunstsprache (die in den Anfängen Laurence Sterne viel verdankt). Dass seine Korrespondenten und mehr noch seine Korrespondentinnen Johann Paul Friedrich Richter oft mit Jean Paul verwechselten oder sich dachten, sie trügen zu dessen Literatur bei, wenn sie ihm schrieben, ist in den letzten Jahren mehrfach diskutiert worden. Und dass dieses Mitschreiben dann zwischendurch beiderseits in ein ‚Gedankenspiel‘ entlang der Romane führte, manchmal auch derer, die erst Vorhaben waren, bringt uns heute, die Korrespondenzen lesend, immer wieder einmal dazu, uns zu fragen, ob wir bei der Niederschrift dieser elaborierten Empfindungen nicht schon mitgedacht waren – Jean Paul war nicht folgenlos ein Crébillon-Leser.

In vielen seiner Briefe – selbstredend nicht in allen, es gibt Geschäftsbriefe oder persönliche Briefanteile oder vertrauliche Schreiben, die dann auch eigens so bezeichnet sind – hat Jean Paul eine imaginäre literarische Öffentlichkeit, zeitgenössisch oder in der Nachwelt, mitadressiert. Umgekehrt muss er seine Person als eine öffentliche angesehen haben und reichte selbst intime Liebesbriefe wie die der Caroline von Feuchtersleben an Freunde und Freundinnen weiter (mit ihrem Einverständnis) – als sei ihre Verlobung Teil eines (nicht gut ausgehenden) Romans. Die an ihn verschickten Briefe sind bescheidener, erst recht die Korrespondenz in seinem Umfeld – mit Ausnahme des Freundes Paul Emile Thieriot hat keiner literarische Ansprüche an seine Verfasserschaft gestellt. Diese ‚Umfeldbriefe‘, deren Edition Ausgangspunkt für den vorliegenden Band und die ihr vorausgehende Tagung „Soziales Medium Brief. Sharen, Liken, Retweeten im 18. und 19. Jahrhundert. Neue Perspektiven auf die Briefkultur“ war, verdanken sich im Kern drei Sammlungen. Im Hause Richter hat man nicht nur (fast) alle Briefe aufbewahrt, die an Jean Paul adressiert waren, sondern auch jene, die innerhalb der Familien Richter und Mayer und zwischen ihnen gewechselt wurden (letztere, soweit man ihrer habhaft werden konnte). Emanuel Osmund wiederum hat – wie auch Jean Paul in den Briefkopierbüchern – von vielen Briefen, die er verschickt hat, eine Abschrift genommen und schier alle Briefe aufbewahrt, die ihm geschrieben wurden – zusammen mit Thieriot's Nachlass, den Karl August Varnhagen von Ense erwarb (und der heute in Krakau aufbewahrt wird), ergibt sich so ein dichtes Bild in Briefen von Jean Pauls Familie und Freundeskreisen. Die Sammlungen

der Richters wurden von der Preußischen Staatsbibliothek zusammen mit dessen Nachlass erworben, die Briefe allerdings damaligen Gepflogenheiten gemäß aussortiert – sie liegen heute ebenfalls in Krakau. Der Nachlass Emanuel Osmunds wurde zum allergrößten Teil auf Anregung Eduard Berends 1921 vom Anwalt und Notar Franz Ulrich Apelt (1882–1944) in Zittau (Sachsen) erworben und ist heute teils als Depositum der Oberfrankenstiftung in der Staatsbibliothek Bamberg, teils zerstreut, teils nach wie vor in Privatbesitz überliefert. Im Zusammenhang des Editionsprojekts der Briefe an Jean Paul in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften wurden seit 1992 diese Sammlungen gleichsam verdoppelt und ein umfangreiches Korpus von Kopien, Digitalisaten und bald auch Transkriptionen angelegt. Das war die Voraussetzung, um nach dem Ende der digitalen Aufbereitung der Briefe Jean Pauls die Arbeit an den Umfeldbriefen (es werden am Ende um die 2000 sein) aufzunehmen.

Diese Briefe aus Jean Pauls Umfeld stammen von Personen und sind an solche gerichtet, mit denen er in irgendeiner Weise verbunden war, direkt oder indirekt: die Klein- und Großfamilie, die Bayreuther Freunde Emanuel Osmund und Christian Otto, weitere Freunde wie der Jurist, Pädagoge und Geiger Paul Emile Thieriot und der Altphilologe und Heidelberger Professor Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Übersetzers, Mäzene wie Christian Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg oder Schriftsteller wie der Meininger Ernst Wagner. Sie und viele andere mehr haben gemeinsam, dass in der Korrespondenz, die sie kreuz und quer untereinander führten, Jean Paul und Jean Pauls Familie und auch das Freundesnetzwerk gespiegelt sind, nicht selten so, dass man wichtige Auskünfte erst aus diesen Briefen erhält. Dieser Typus von Personal stand bisher nicht im Fokus editorischer Vorhaben (und war wohl auch nur mit dem Namen Jean Pauls zu realisieren): Kaufleute, Juristen, Verwaltungsbeamte, Ärzte (und eine Pflegerin), Politiker, ausführende Musikerinnen und Musiker, Pädagoginnen und Pädagogen, unbekannt gebliebene oder vergessene Berufsschriftstellerinnen – und vor allem ihre Lebenspartnerinnen und Lebenspartner und Kinder. Sie behandeln eigene Themen und öffnen Perspektiven, die aufgrund der Diversität von Geschlecht, Konfession oder gesellschaftlicher Position der unterschiedlichen Briefschreiber sich vom Bekannten abhebt. Natürlich bleiben mit Korrespondenten wie Voß und Truchseß von Wetzhausen literarische Themen nicht ausgespart, aber beherrschend in diesem Korpus sind etwa Berichte über den Alltag in Berlin während der französischen Besatzung, über Gesundheit und Krankheit, über Orthopädie, Erziehung und Gesellschaft im Alltag, über weibliche Handarbeit und Mode und Heimarbeit. Zu diesen Themenfeldern kommen die Herzensergüsse, die Befindlichkeitsbriefe mit ihrer Seelenentblößung. Die Kommunikation ist direkt und nicht selten indirekt, es schreiben (beliebt im Hause Richter) mehrere Familienmitglieder am selben Brief, es werden mehrere Empfänger mit einem Brief adressiert. Schreiben geben Antworten auf Fragen aus Briefen Dritter, deren Kenntnis sie bei den Mitlesenden voraussetzen. Auch diese Briefe sind semiöffentlich, selbst wenn der Interessentenkreis kleiner ist und ihre Verfasser anders als die Gelehrten und Dichter

des 18. Jahrhunderts, bei denen die Schwelle zur Weitergabe des Empfangenen an einen Verleger oft erstaunlich niedrig ist, nicht befürchten mussten, sich unerwarteter Weise gedruckt zu lesen.

Die Korrespondentinnen und Korrespondenten, die wir in den Umfeldbriefen bearbeiten, lassen sich nicht auf ein (festes) Gefüge von Personen reduzieren. Die Briefe der Kleinfamilie Richter, also die Briefe der Eltern und der drei Kinder von Johann Paul Friedrich und Caroline Richter: Emma, Max und Odilie, sind ein durch den dichten Briefwechsel interessanter Spiegel einer bürgerlichen Kleinfamilie um 1800. Aber anders als in der Sammlung *Die Briefe der Manns. Ein Familienporträt*, erschienen 2016, geben die Umfeldbriefe nicht ein Großfamilienporträt innerhalb eines Beziehungsgeflechts, schon weil auch die Korrespondenzen von Caroline Richter-Mayers Familie Berücksichtigung gefunden haben und viele enge oder entferntere Freunde dazukommen. Diese fluiden Gebilde mit wechselnder Binnenordnung und unsicheren Rändern bezeichnet man heute gerne als ‚Netzwerke‘.

In der Briefforschung ist der Begriff ‚Netzwerk‘ ubiquitär geworden, seit es, so könnte man vermuten, die neuen Medien gibt. Viele derer, die ihn gebrauchen, und ich will mich da nicht ausnehmen, neigen dazu, ihn wie andere ubiquitäre Begriffe auch metaphorisch und für alles Mögliche zu gebrauchen. Und sucht man nach einer schärferen Bestimmung, wird man mittels Fußnoten lange in die Runde geschickt, d. h. von einer Forschung zu historischen Netzwerken zur nächsten. Fündig wird man in einem Heft der *Zeitschrift für Germanistik* von 2019, das netzwerktheoretische Ansätze in der Literaturwissenschaft zum Schwerpunkt hat. Erika Thomalla, Carlos Spoerhase und Steffen Martus haben für den einleitenden Aufsatz auf neuere Studien aus der Netzwerktheorie in der Soziologie zurückgegriffen:

Ihr Grundansatz besteht darin, soziale Relationen und kulturelle Praktiken gegenüber scheinbar stabilen Entitäten wie Subjekten oder Gruppen zu privilegieren und sie in den Fokus der Untersuchung zu rücken. Voraussetzung für diesen Perspektivwechsel ist die Annahme, dass die Teilhabe am Sozialen immer schon das Eingebundensein von Akteuren in komplexe und dynamische Konstellationen voraussetzt.²¹

Relationalen Kräften gegenüber sogenannten stabilen Entitäten bei Untersuchungen den Vorrang zu geben, ist ein Postulat, das es seit den Anfängen der theoretischen oder vielleicht besser philosophischen Soziologie vor 1900 gibt. Für Briefeditionen wie unsere bringt es ein Paradox mit sich: Wir untersuchen nicht, wir bringen eine Edition hervor. Editionen sind bisher immer von „stabilen Entitäten wie Subjekten“ ausgegangen – stabil in der Regel im Sinne

²¹ Erika Thomalla, Carlos Spoerhase, Steffen Martus, Werke in Relationen. Netzwerktheoretische Ansätze in der Literaturwissenschaft, in: *Zeitschrift für Germanistik*, N. F. XXIX (2019), S. 7.

einer bürgerlichen Entität, aber eine stabile Entität ist auch die Familie, die Ferdinand Tönnies schon 1888 als eine der ursprünglichsten Formen von Gemeinschaft beschrieben hat.

Auch der Briefwechsel in der Familie Mann hat so eine „stabile Entität“ zur Grundlage, erst recht ältere (gelehrte oder wissenschaftliche) Briefausgaben; sie brachten die Briefe eines Verfassers in chronologischer Reihenfolge und ergänzten diese allenfalls in den Anmerkungen oder durch Regesten mit den Briefen, die an diesen Verfasser gerichtet wurden – so noch Eduard Berend in seiner epochalen, neunbändigen Edition der Briefe Jean Pauls. Gängig heute ist indes, die Von- und die An-Briefe gleichberechtigt und in Verbindung zu bringen, wenn nicht, wie bei Goethe, die schiere Masse dies verbietet. Montinaris und Collis Ausgabe der Korrespondenz Nietzsches hatte die Von- und die An-Briefe in zwei bandweise kommunizierenden Abteilungen geordnet; die Jean Paul Edition hat nachträglich die III. Abteilung der Historisch-kritischen Ausgabe durch eine IV. mit den Briefen an den Autor ergänzt, wobei die neun Bände paarweise über die Abteilungen einen gleichen Zeitraum abdecken. Lösungen am reinen Leitfaden der Chronologie haben sowohl die Wieland- als auch die Jacobi-Briefausgabe gefunden, aber die Zusammenstellung von Brief und Antwort hat sich in der Editionspraxis durchgesetzt. Briefsammlungen ohne Leitstimme gibt es zwar schon lange, aber sie kreisen um den einen Abwesenden – man denke an Wilhelm Bodes *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen* (1918) oder *Jean Pauls Persönlichkeit*, von Berend bereits 1913 veröffentlichte „zeitgenössische Berichte“. Dokumente zur Persönlichkeit Jean Pauls veröffentlichten schon die von Christian Otto begonnene Sammlung *Wahrheit aus Jean Paul's Leben* und die von Emma Richters Mann Ernst Förster zusammengestellten *Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul*, aber als Neben-, Jean Paul hätte gesagt: Ripienstimmen, zu dessen Korrespondenz – das ist auch in der von Paul Nerrlich besorgten Ausgabe von Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau Caroline und mit Christian Otto nicht anders. Sieht man von dieser ab, die tatsächlich nach philologischen Kriterien gestaltet ist, sind die Briefe ausgewählt und sehr oft zugeschnitten auf den selbst abwesenden Dichter.

Die Edition der Umfeldbriefe geht zwar von einem imaginären Bezugspunkt aus: Alle Korrespondentinnen und Korrespondenten stehen in direkter oder indirekter Beziehung zu Jean Paul. Aber er ist nicht der die Briefe verbindende Gegenstand; die Korrespondenzen bilden vielmehr einen eigenen Zusammenhang, die Korrespondentinnen und Korrespondenten werden nicht auf Beiträge zu Jean Pauls Leben reduziert. Die Konsequenz dessen ist, dass das der Edition der Umfeldbriefe zugrunde liegende Netzwerk kein zu edierender Spiegel eines Gebildes sein kann, weil ein solches, dessen Zeugnisse man ediert, nicht vorgegeben ist. Vielmehr ist das Netzwerk ein Ergebnis der editorischen Arbeit an den Briefen: eine ‚Konstruktion‘ (und der Begriff ist hier einmal wirklich gerechtfertigt), allerdings auf einer vielfältigen materialen Basis (schon viele der Alltagsdiskussionen zeigen das – soll man die Korrespondenz von X mit Y aufnehmen oder nicht?).

Mit den Begriffen ‚Vielfalt‘ (eine heterogene Mischung der Korrespondenzen und der Themen) und Multipolarität (viele Briefe haben keine einzelne Verfasserschaft und schon gar keine einzelne und klar eingrenzbar Empfängerchaft) unterscheidet sich die Edition der Umfeldbriefe von vorausgegangen Editionen (auch bei Jean Paul). Sie wurde auch angeregt von einer Frage, die sich bei der Lektüre der Briefe und der Beobachtung von deren Distribution stellte: Wie verhält sich die Briefkultur des 18 und frühen 19. Jahrhunderts zur Welt der Social Media? Könnte man viele Korrespondenzen nicht auch als ‚Chats‘ beschreiben? Wiederholt nicht die heute in den herkömmlichen Medien erbittert geführte Debatte um die Privatsphäre, geführt, weil die Social Media ein erfolgreiches Geschäftsmodell sind, die Fragen der Privatheit des epistolarischen Austausches im 18. Jahrhundert. Und sind die Möglichkeiten, die digitale Editionen bieten (etwa durch Verlinkungen), nicht die Voraussetzung, um multipolare Briefwechsel zu erschließen und sie in Zusammenhang mit den Social Media zu bringen?

Wir haben diese Kultur im Projektteam der *Briefe aus Jean Pauls Umfeld* viel diskutiert und konnten dazu mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die das Projekt trägt, vom 24. bis zum 26. Juni 2021 im Einsteinsaal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften die Tagung „Soziales Medium Brief. Sharen, Liken, Retweeten im 18. und 19. Jahrhundert. Neue Perspektiven auf die Briefkultur“ veranstalten. Sie fand inmitten der Corona-Pandemie weitgehend in Präsenz statt – und das zu einem Zeitpunkt, da wir alle uns an mündliche Chats mit oder ohne unser Bild schon gewöhnt hatten. Die Vorträge wurden in diesen drei Tagen verschiedenen Sektionen oder Kapiteln zugeordnet, die Reihenfolge in unserem Band spiegelt diese Ordnung: 1. Community (Valéry Ley, Rotraut Fischer, Castan Hastik / Andrea Rapp / Eva Lia Wyss); 2. Mittelbarkeiten – Reproduktion und Retardierung (Michael Rölcke, Jochen Strobel und Cornelia Ortlieb mit dem Abendvortrag); 3. Mediale Körper (Sophia Krebs, Selma Jahnke und Roman Lach); 4. Netzwerkdarstellung und –analyse digital (Ursula Caflisch-Schnetzler und Frederike Neuber); 5. Spuren (Andrea Hübener / Jörg Paulus, Angela Steinsiek und Julia Nantke / Sandra Bläß). Erwin Kreim sowie Cosima Jungk und Tim Porzer haben ihre Beiträge nachträglich beigesteuert. Allen Beiträgerinnen und Beiträgern zu Tagung und Tagungsband gebührt ein herzliches Dankeschön der Herausgeberschaft – und ein solches geht auch an Josefine Kitzbichler, Jutta Moldenhauer und Pauline Thielert für ihr Engagement hier wie dort.

Am Schluss dieser Einleitung stehen jene neun Thesen, die schon am Schluss zur Einleitung zur Tagung standen:

1. Als Kommunikation in Chatgruppen könnte man manche Korrespondenzformen in Briefen innerhalb von Familien und Freundesnetzwerken des 18. Jahrhunderts

- bezeichnen. Briefe werden durch Weitersenden in der Regel allen Mitgliedern zugänglich gemacht. Selbstverständlich gelten ganz andere Zeitverhältnisse.
2. Die Nachrichten der social media des 21. Jahrhunderts unterscheiden sich von den Briefen des 18. und 19. auf jeden Fall dadurch, dass für sie das Medium Bild, und zwar als Foto wie als Video, vielleicht noch wichtiger ist als der Sprachanteil.
 3. Die Vorstellung von Privatsphäre des Lebens und des grundsätzlich vertraulichen Austausches gehören dem bürgerlichen 19. Jahrhundert an, sie verschwinden schon im Laufe des 20. Jahrhundert nach und nach und spielen heute außerhalb von Polemiken keine Rolle mehr. Von heute aus gesehen irrte Jacobi auf ganzer Linie.
 4. Korrelativ zur Idee der Privatsphäre scheint sich die Bereitschaft zur Entäußerung intimer seelischer Details entwickelt zu haben; vom *Anschein* dieser Bereitschaft lebt ein Briefwechsel wie der Gleims und Jacobis und davon leben zu einem nicht geringen Teil die social media heute – *Anschein* natürlich deswegen, weil die Darstellung einer Seelenlage immer die Frage nach ihrer Fiktionalität und Intentionalität aufwirft.
 5. Es gibt das ganze 18. Jahrhundert hindurch Briefformen, die gezielt für eine mehr oder minder bekannte Zahl von Followern geschrieben im Graubereich zwischen persönlichen und halböffentlichen Briefen bleiben. Ich habe die Reisebriefe genannt, die an eine mehr oder minder vorbestimmte Zahl von Empfängern gerichtet sind, aber man könnte auch als größtes Projekt dieser Art die *Correspondance littéraire* nennen, die ab der Mitte des 18. Jahrhunderts über Jahrzehnte handschriftlich vervielfältigt und an die europäischen Höfe verteilt wurde. Die Berichte von Melchior Grimm und seinen Mitstreitern wirkten nachhaltiger als viele gedruckte Publikationen und machen eines klar: Die Grenze zwischen vertraulicher und halböffentlicher oder öffentlicher Korrespondenz verläuft nicht zwischen Handschrift und Druck – es muss noch im 18. Jahrhundert einen Markt für Abschriften gegeben haben, auch für Abschriften gedruckter Bücher. Für die Verbreitung von Material welcher Art auch immer durch Vervielfältigung gibt es in den sozialen Medien immer noch einen Markt, auch wenn sie nicht durch Abschrift, sondern durch elektronisches Kopieren geschieht.
 6. Eine strenge wissenschaftliche Bemerkung: Nicht wenige der Briefe aus unserem Korpus haben mehrere Verfasser, was im 18. Jahrhundert gar nicht so ungewöhnlich ist (es reicht dazu ein Blick in die Mozart-Korrespondenz). Editorisch aber ist dieses Problem bis heute nicht durchgehend bewältigt – Eduard Berend etwa hat von den Gemeinschaftsbriefen der Familie Richter fast durchgängig nur den Anteil Jean Pauls in seine Ausgabe aufgenommen, was natürlich ein völlig falsches Bild ergibt.
 7. Die sozialen Medien haben die Partizipation von Menschen an der Öffentlichkeit – ihre aktive Teilnahme daran durch buchstäbliches Mit-Schreiben – vervielfacht, nicht

immer zur Freude der Mit-Lesenden. Soziale Medien sind demokratische Medien, auch wenn Volkes Stimme selbst das Volk nicht immer freut. Am Anfang regierte der demokratische Impetus die Netz-Idealisten, im arabischen Frühling gelangen mit Hilfe der sozialen Netzwerke Revolutionen. Im Westen haben wir heute freilich nur noch Furcht vor Datenkraken. Wir können uns fragen, ob die Entstehung der Briefkultur im 18. Jahrhundert nicht einem ähnlichen idealistischen Impetus folgte – der Hoffnung auf Aufklärung, auf Verbürgerlichung der Gesellschaft im Sinne der Partizipation eines bisher politisch in den Flächenstaaten Europas nicht rechtlosen, aber weitgehend passiven Standes.

8. Vielleicht sollte man im 18. Jahrhundert im Umgang mit dem Begriff der Netzwerke und Briefnetzwerke vorsichtig sein. Für die Soziologie hängt der Begriff des Netzwerks an den offenen Strukturen, daran, dass die interagierenden ‚Knoten‘ jederzeit Verbindungen – ‚Kanten‘ – mit neuen Knoten eingehen können. Etwas weniger abstrakt formuliert: Netzwerke sind Ausdruck für eine Gesellschaft, deren Mitglieder immer neue und tendenziell instabile Beziehungen eingehen. In einem sozialen Netzwerk heute ist sogenannte ‚Freundschaft‘ etwas sehr Flüchtliges – und sie besteht nur im Netzwerk selber, das von seiner reinen technischen Existenz lebt. Das wage ich für das 18. und noch für das 19. Jahrhundert zu bezweifeln: Es gibt Familien und Freundesgruppen und Künstler- oder Gelehrtenverbindungen, aber es gibt keine Institutionen, schon gar keine technischen, die die einzige Relation aller darin in direktem medialem Austausch verbundenen Menschen wären – die Kanten haben sich die Knoten nicht gänzlich einverleibt.
9. Und schließlich: Das Projekt der ‚Umfeldbriefe‘ lebt von zwei Briefsammlungen Richter und Osmund. Ob es Nachlässe von uns in welcher materiellen Form geben wird? WhatsApp-Archive? Oder droht die heutige Gegenwart, einmal Geschichte geworden, der Vergessenheit anheimzufallen?

Copy & paste

Sharen – Liken – Retweeten – Bloggen im 15. bis 17. Jahrhundert

Erwin Kreim

Die interaktiven Phänomene der elektronischen Kommunikationskultur werden mit einer Reihe von Begriffen aus dem angloamerikanischen Sprachschatz beschrieben. Eine Spezialsprache pflegen z. B. auch Börsenhändler, um den Eindruck von Kompetenz entstehen zu lassen. Die dahinterstehenden Sachverhalte sind schon seit der ersten Medienrevolution durch Johannes Gutenberg vor 500 Jahren bekannt. Die Menschen in der Renaissancezeit hatten die gleichen Kommunikationsbedürfnisse wie die heutigen Menschen, doch bedingen unterschiedliche Medialitäten bekanntlich deren Ausgestaltung.

Heute nutzen Plattformbetreiber wie Facebook, Twitter, Instagram, LinkedIn Computertechniken für eine schnelle Kommunikation mit möglichst vielen Teilnehmern. Aber auch im Business und in der Wissenschaft werden neue Informationen schnell integriert und weiter geteilt. Dabei werden die Originalquellen oft bewusst verschwiegen, ja sogar bewusst verfälscht. Der wirtschaftliche Erfolg der Plattformbetreiber wird durch die Zahl der Nutzer (Follower) bestimmt.

Seit der ersten Medienrevolution durch Johannes Gutenberg ermöglichten die neuen Druckereien und Verlage eine schnelle Verbreitung von Informationen. Damals war allerdings die Zielgruppe der lesekompetenten Menschen noch sehr klein. Die grenzüberschreitende Kommunikation gelingt heute mit der englischen Sprache, vor fünfhundert Jahren erfolgte die schriftliche Kommunikation zwischen den Völkern Europas primär in Latein.

Auch die Plagiate bei Doktorarbeiten und Veröffentlichungen hochrangiger Politiker, bei denen Inhalte unter Missachtung von Urheberrechten zusammenkopiert (Copy & paste) werden, sind nicht neu. Sie wurden schon mit Gutenbergs Erfindung praktiziert.

So wie das ‚WWW‘ eine Medienrevolution auslöste, lässt sich eine revolutionäre Entwicklung der schriftlichen Kommunikation auch nach Gutenbergs Erfindung im 15. bis 18. Jahrhundert nachweisen.

Für die Entwicklung einer Briefkultur war auch ein funktionierendes, europaweites Postwesen Voraussetzung. Dieses wurde in Folge der Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern durch Kaiser Maximilian I. Ende des 15. Jahrhunderts angestoßen.¹ Von da an war es möglich, Texte schnell in großer Zahl herzustellen und zu verteilen.

Die Briefkultur wurde ganz wesentlich geprägt durch Formelbücher, später als Briefsteller bezeichnet. Insbesondere die Mustersammlung des Marcus Tullius Cicero, *Epistolae ad familiares* (Briefe an Freunde), war Grundlage des Faches Rhetorik im Grundstudium an den neuen Universitäten. Die Formularbücher zählten auch zu den ersten Büchern, die von den neu entstandenen Druckereien gedruckt wurden. Vermutlich überredete der Kardinal und Universalgelehrte Nikolaus von Kues zwei Mitarbeiter Gutenbergs, in Subiaco, einem Kloster in der Nähe Roms, eine Druckerei zu gründen. Zu ihren Erstdrucken im Jahr 1465 gehörte Ciceros *De Oratione*, ein Leitfaden für Rhetoriklehrer.² Zwei andere Mitarbeiter Gutenbergs gingen nach Venedig, damals fünfmal größer als Mainz und das Tor zur Welt, um eine erste Druckerei zu gründen. Ihr Erstdruck im Jahr 1469 war Ciceros *Epistolae ad familiares* in einer Auflage von 300 Exemplaren.³ Es folgte noch im gleichen Jahr eine Zweitaufgabe.

Schließlich druckte Johannes Nurmeister, ein weiterer Mitarbeiter aus dem Gutenberg-Team 1471 in Foligno, in der Nähe Perugia, Ciceros Brieflehrbuch.⁴ Für den deutschsprachigen Raum sind 15 Rhetorik- und Formularbücher in deutscher Sprache nachgewiesen, die vor 1500 gedruckt wurden.⁵ Diese Inkunabeln (Frühdrucke) dienten als Vorlagen für die sich ausbreitende Briefkultur. Eine Definition des Mediums Brief findet sich schon in dem seltenen Briefsteller von Francesco Nizer, *Ars scribendarum epistolarum elegantissima declarata*, Nürnberg 1502: „Der Brief ist eine Rede in Prosa, die abwesende Freunde zu anwesenden macht und sowohl zum Vergnügen wie zum Nutzen, dem öffentlichen und dem privaten genial erdacht wurde.“⁶ Es folgt die Aufzählung von zwanzig Gattungen von Briefen:

¹ Vgl. Klaus Beyer, Hans-Christian Täubrich (Hrsg.), *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*, Heidelberg 1996.

² Stephan Füssel, *Von Mainz in alle Welt*, in: Michael Matheus, Heidrun, Ochs, Kai-Michael Sprenger (Hrsg.), *Reviewing Gutenberg*, Wiesbaden 2021, S. 209.

³ Ebd. S. 215.

⁴ Ebd. S. 212.

⁵ Reinhard Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefsteller des 17. und 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1969, S. 247f.

⁶ Annette Ludwig (Hrsg.), *Bestseller – Briefsteller. Die Sammlung Kreim (Verborgene Schätze des Gutenberg-Museum, Bd. 1)*, Oppenheim a. Rh. 2021, S. 25, Übersetzung Jürgen Blänsdorf, Mainz).

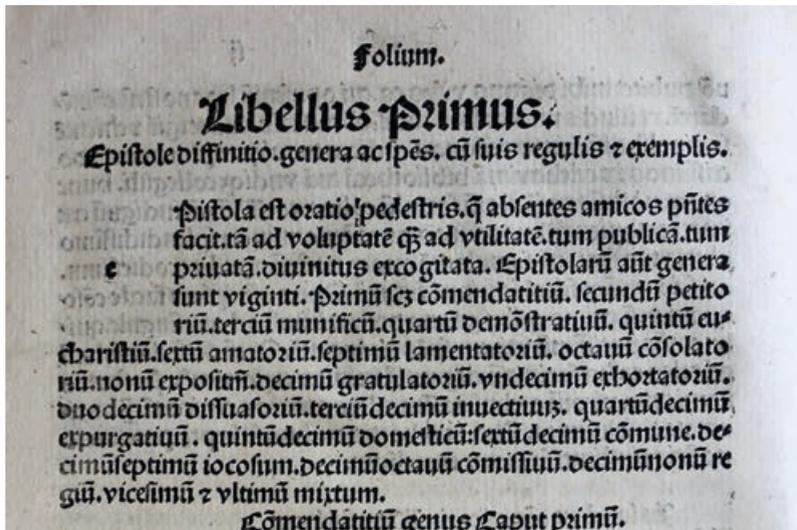


Abb. 1: Briefdefinition aus Franciscus Nigers *Ars scribendarum epistolarum elegantissima declarata*, Nürnberg (Johann Meurl) 1502.

An zwei Beispielen herausragender Briefeschreiber kann die sich entwickelnde Briefkultur veranschaulicht werden: Erasmus von Rotterdam (1466–1536) und Martin (Luder) Luther (1483–1546): In seinen Pariser Jahren hat Erasmus im Alter von ca. 26 Jahren auf Bitten „eines nicht gerade ehrlichen Freundes“ als Stilübung einige Texte zur Abfassung von Briefen verfasst. Dieser Freund Holonius nutzte die neue Technik, ließ die Texte unter seinem Namen drucken und verkaufte sie. Nach dessen Tod glaubte Erasmus, nun gäbe es keine neuen Drucke seiner Texte, aber „da trat in England plötzlich ein zweiter Holonius auf den Plan und druckte das Werk über die Abfassung von Briefen ab“.⁷

Die an vielen Orten entstandenen Druckereien suchten nach Manuskripten, die sie drucken und verkaufen konnten, ohne urheberrechtliche Bedenken. So schreibt Erasmus:

Ich dachte nicht daran, dass jemand die Stirn haben werde, meine Blätter zu meinen Lebzeiten gegen meinen Willen zu veröffentlichen. Allein, wie ich sehen muss, kennen die Verleger keinerlei Hemmungen mehr. Seitdem sie merken, dass die läppischen Kleinigkeiten reißenden Absatz finden, gleichzeitig aber die guten alten Autoren unbeachtet

⁷ So Erasmus von Rotterdam in einem Brief an Nicolaus Bérauld aus Orleans 1522, in: Desiderius Erasmus von Rotterdam, *Ausgewählte Schriften*, hrsg. von Werner Welzig, 8 Bde., Darmstadt 1972–1980, Bd. 8: *De Conscribenis Epistolis / Anleitung zum Briefeschreiben*, Darmstadt 1980, S. 3.

bleiben, handeln sie ohne jede Scham nach dem bekannten Motto aus einer Satire: ‚Gewinn riecht in jedem Fall gut‘.⁸

Trotz des Ärgers überarbeitet Erasmus seine Texte und lässt das Werk 1522 in Basel drucken; bis zu seinem Tod erscheinen 80 Auflagen in ganz Europa. Diese Anleitung zum Briefe schreiben ist eine Aufforderung zu ‚Copy & paste‘. Doch Erasmus präzisiert:

Wer bei Briefen eine bestimmte allgemeine Form sucht oder vorschreibt, was, wie ich sehe, einige nicht Ungebildete taten, der geht – so scheint es mir – bei einem so vielfältigen, ja unendlich differenzierten Gegenstand viel zu wenig flexibel vor. Er handelt, glaube ich, in der Tat um gar nicht so viel weniger unsinnig als ein Schuster, der über einen und denselben Leisten einen Schuh für jeden Fuß herstellen wollte.⁹

Ein guter Briefeschreiber sollte die Regeln des Erasmus beachten, d. h. er sollte eine Reihe von „Leisten“ vorhalten, um sie empfängergerecht auswählen zu können. Erasmus hat täglich mehrere Briefe geschrieben, die von den Empfängern oft weitergegeben oder auch vervielfältigt (gedruckt) wurden. Er pflegte ein großes Netzwerk aus dem noch über tausend Briefe erhalten sind, sie wurden geteilt („geshared“) und beantwortet und verbreitet („retweeted“).

Zu Martin Luther: Der berühmte Brief vom 31. Oktober 1517 an Erzbischof Albrecht von Brandenburg in Mainz war in lateinischer Sprache verfasst. Es war also auf den ersten Blick ein persönlicher Brief mit einem Anhang, den 95 Thesen. Der Erzbischof ließ ihn unbeantwortet liegen, so dass er keinerlei Wirkung gehabt hätte. Aber Luther sorgte durch Verbreitung von Abschriften dafür, dass die 95 Thesen bekannt wurden. Der Anschlag der Thesen an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg ist ein schönes Narrativ, aber wichtiger ist die Verbreitung durch ihren Druck. Bei dem wichtigen Anhang dürfte es sich sowohl um ein CC (Carbon Copy) als auch ein BCC (Blind Carbon Copy) gehandelt haben, d. h. der Anhang wurde gezielt verteilt und sicher auch zum Teil nicht offen, als BBC, verbreitet. Seine reformatorische Wirkung konnte das Schreiben nur erreichen, weil es weit gestreut („geshart“) wurde. Eine Kleinigkeit wird in diesem Brief oft übersehen. Der Brief endet (übersetzt): „Euer unwürdiger Sohn Martinus Luther, Augustiner, berufener Doktor der h. Theologie“.¹⁰ Erstmals verwendet Martin Luther nicht seinen Geburtsnamen Luder und weist darauf hin, dass er im Gegensatz zum Kardinal studierter Theologe, also ihm in Fragen der Schriftauslegung überlegen ist. Er unterstreicht damit auch, dass er eben kein „unwürdiger Sohn“, sondern kompetenter Theologe ist.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd. S. 9.

¹⁰ Luther [Auswahl aus seinen Schriften], hrsg. von Karl Gerhard Steck, Berlin / Darmstadt 1961, S. 31.

Für das Thema ist ein anderer Brief Luthers noch interessanter. Am 5. Juli 1530 schrieb Luther einen weiteren Brief an seinen Erzbischof Albrecht von Brandenburg, hier als Faksimile:

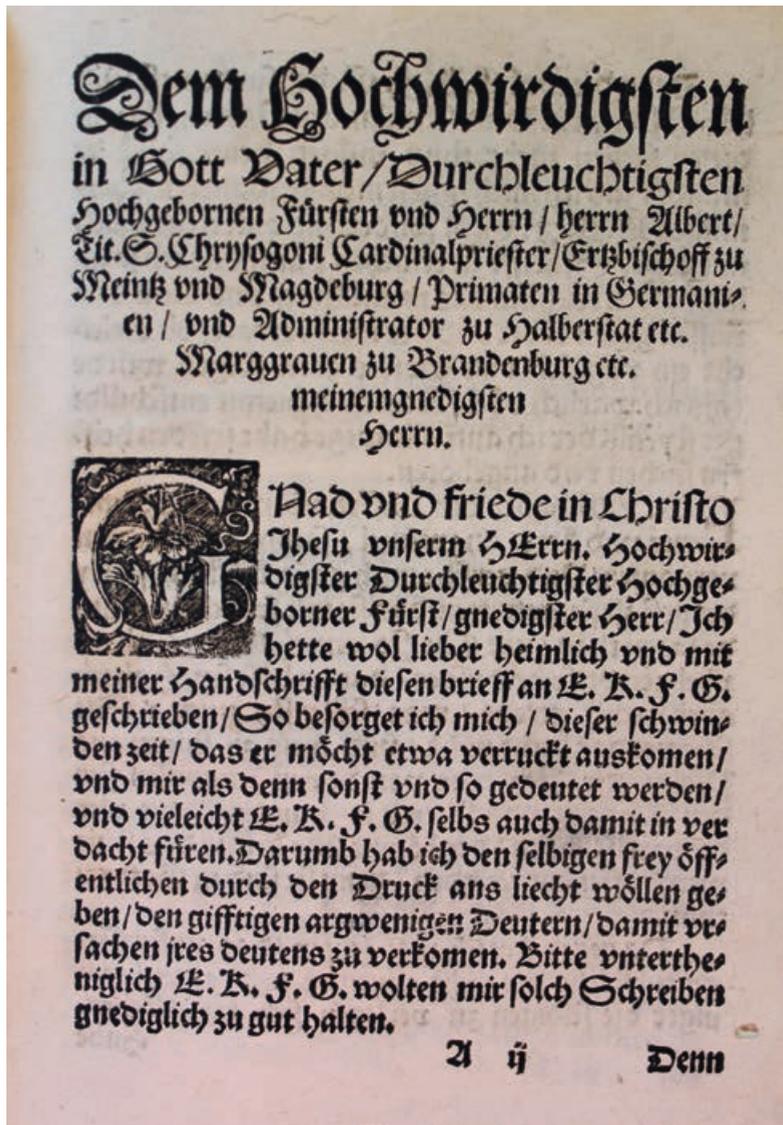


Abb. 2: Ein Brief an den Cardinal | Erzbischoff zu Meintz | unter dem Reichstag zu Augsburg | Anno M.D.XXX. | Geschrieben durch D. Mart. Luther | Wittenberg. | Gedruckt durch Hans Lufft. | 1546.

Den Brief schrieb Luther nicht von Hand, sondern ließ ihn als quasi öffentlichen Brief gleich drucken. In der Anrede hält er sich ganz an die Regeln, wie sie in Formelbüchern (Briefstellern) vorgegeben sind (fast schon in ‚Copy & paste‘-Manier). Er ist besorgt, dass in dieser „schwinden Zeit“ der Brief „verruckt“ ankommt. So will er ihn eben frei veröffentlicht ans Licht bringen und den giftigen, arglistigen Deutern zuvorkommen (ähnlich heutigen Strategien, öffentlich zugängliche Informationen mit klarem Absender als Mittel gegen ‚fake news‘ zu platzieren). Durch den Druck des Briefes erreicht Luther jetzt einen größeren Leserkreis und der Brief wird immer wieder neu aufgelegt. Das obige Exemplar ist ein Abdruck von 1546.¹¹

Dieses Beispiel zeigt, wie Luther mit seinem Sendungsbewusstsein die Möglichkeiten des Druckens intensiv nutzte. „Dieser Guerillakämpfer im Namen Gottes hat die Kirche immer wieder mit seiner Agilität übertölpelt,¹² ähnlich wie es heute auch einigen Bloggern gelingt, an etablierten Medien vorbei Aufmerksamkeit und Wirkung zu erlangen. Andererseits waren auch die Erwartungen der Leser nach schnellen und unverfälschten Informationen sehr hoch. Luther schreibt in seinen Selbstzeugnissen am Ende seines Lebens (1545), dass er dem Drängen vieler nachgab, seine Schriften noch zu seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. „Überdies war es der Wunsch und Wille unseres erlauchten Herrn, des Kurfürsten Johann Friedrich der Weise, der den Druckern befahl und sie geradezu zwang, nicht nur den Satz zu unternehmen, sondern die Ausgabe sogar zu beschleunigen.“¹³ Von der Handschrift ausgehend entspricht das Drucken als politisches Instrument dem heutigen ‚Posten‘ oder ‚Tweeten‘.

Neben diesen Beispielen gibt es bis ins 18. Jahrhundert eine Vielzahl von Drucken ohne Hinweise auf die Autorenschaft. Die Buchwissenschaftler können anhand benutzter Typen Entstehungsorte zuordnen, aber viele Quellen werden mit „o. V.“ (ohne Verfasser) zitiert, was eigentlich falsch ist, denn für alle Texte gibt es Verfasser nur wurden sie oft nicht genannt, also „V. u.“ (Verfasser unbekannt oder ungenannt). Das Problem der Raubdrucke, also unberechtigter Nachdrucke ohne das Einverständnis der jeweiligen Autoren und ihrer Verleger, wuchs mit der Vermehrung von Druckmaschinen und Druckereien und führte erst im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einem Problembewusstsein und schließlich zur Entwicklung von Urheberrechten. Es kann in diesem Aufsatz nicht näher darauf eingegangen werden. Nicht selten wurden von Druckereien für ‚No-name-Drucke‘ und Raubkopien die gleichen Drucksätze wie bei den Originalen verwendet, nur an einigen Stellen des Buches hatte man kleine Änderungen vorgenommen. Nicht nur der Inhalt wurde also kopiert, sondern auch die Typographie.

¹¹ Im Besitz des Autors.

¹² Lukas Bärfuss, Luther, (Programmheft zum gleichnamigen Drama von Lukas Bärfuss in Worms, Uraufführung 16.7.2021), S. 17.

¹³ Martin Luther, An den frommen Leser (1545), in: Luther (Anm. 10), S. 20.

Das Bedürfnis, Texte zu duplizieren, zu vervielfältigen gab es schon immer, nicht nur bei Druck-, sondern auch bei Handschriften. In einem Briefsteller von 1661 wird eine besondere technische Möglichkeit abgebildet, wie ein Schreiber gleichzeitig zwei Texte anfertigen kann (Abb. 3). Ob das abgebildete ‚Kopiergerät‘ in der Praxis allerdings funktionierte, hat der Autor nicht überprüft. Die Beschreibung im Text lautet: „Wir wollen auch hier lehren / daß man auf einmal zweien Briefe schreiben kann / und hat solches ein Schulmeister von Cöln mit viel Verwunderung erwiesen [...] / Aus der Figur wird solches leichter zu verstehen sein.“¹⁴ Es wäre damit möglich, bestimmte Textstellen gleich zweifach zu schreiben und davor und danach könnten entsprechende empfangenorientierte Passagen ergänzt werden.

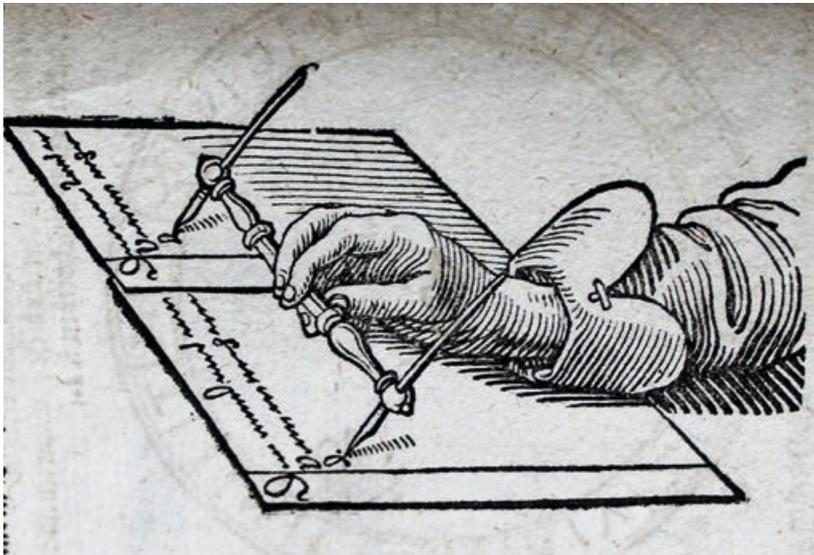


Abb. 3: Textkopiergerät aus Harsdörffers *Deß Teutschen Secretarii* (Anm. 14).

Die Druckereien waren die Plattformen wie heute Facebook, Twitter, Instagram. Nur sind heute die Dimensionen sehr viel größer. ‚Liken‘ oder ‚Retweeten‘ lässt sich mit einem Mausklick ausführen. Doch Begrenzung auf 140 Zeichen ist bei Luther und Erasmus undenkbar. Zustimmung und Kritik wurde meist sehr differenziert mit eigenen Texten geäußert. So schreibt Martin Luther 1516 an seinen Freund und Mittelsmann zum Kurfürsten Friedrich dem Weisen: „Lieber Herr Spalatin! An Erasmus ist mir bei all seiner Gelehrsamkeit anstößig, daß [...]“ – es folgen viele ausführliche Argumente, dann fährt Luther fort: „Tut daher Eure Freundes- und

¹⁴ Georg Philipp Harsdörffer, *Deß Teutschen Secretarii*. Zweyter Theil, Nürnberg 1661, S. 20. Ein Exemplar befindet sich in der Gutenberg-Bibliothek Mainz, Briefsteller-Sammlung, Nr. 27.